

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 57.

Mittwoch, 7. März

1928.

(4. Fortsetzung.)

### Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Frau von Héricourt, die sich wieder gesetzt hatte, zeigte gelassen nach den Fenstern, durch die nur mehr ein fahles Licht matt hereinbrach. „Laß er die Läden schließen und die Leuchter bringen.“

„Sehr wohl, gnädigste Frau Gräfin.“ Lautlos wie er aufgetaucht, verschwand der Leibjäger wieder. Kurz darauf kamen die Lakaien, brachten Silberleuchter, die sie auf den Tisch stellten, entzündeten die Wandlichter und schlossen die Läden.

„Hört, bester Herr von Ried“, begann Frau von Héricourt, nachdem die Lakaien das Zimmer verlassen, ruhig und kühl, wie sie zu Beginn gewesen. „Euch ist es durch, ich weiß nicht was für Künste, gelungen, mich für eine Minute vom Wege abzudrängen. Aber ich habe den Pfad, der mir vorgezeichnet ist, rasch wieder gefunden. Euer nicht ungeschickt geworfenes Netz ist zerrissen. Nun sag ich Euch klipp und klar, ich will nie mehr von Euch in dieser wilden Weise überrannt werden, will nie mehr ein Wort von dem hören, was vor acht Jahren gewesen, und nichts von dem, was eben war. Hört Ihr, nie mehr. Sonst würde ich Euch nicht mehr vorlassen, müßte Euch bitten, so leid mir das wäre, Zeurbrulß und mich für immer zu meiden.“

„Euch Frauen verstehe der Kuckuck und reite der Teufel zurecht“, murmelte Ried leis vor sich hin. „Was wünscht die gnädige Frau von Héricourt sodann von mir?“

„Daß Ihr Euch mir gegenüber nie mehr so gebt, wie Ihr das bei Euren tollen Frauen in Paris, London und Wien nicht zu Eurem Vorteil gelernt habt, daß Ihr mir keinen wilden Faschingsherz ins Haus tragt und Euch durchwegs so benehmt, wie Euch das der Gattin des Herrn von Héricourt gegenüber geziemt. — Ich will nie mehr ein Wort von Liebe aus Eurem Munde vernehmen.“

„Und dann?“

„Dann sollt Ihr mein Freund sein. Und auch ich will Euch gute und treue Freundschaft geloben.“

„Das ist just nicht gerade das, was ich möchte. Das sieht verteuflert nach den sieben mageren Jahren der Bibel aus.“ Unentschlossen blickte er vor sich hin.

„So finster? Wollt Ihr nicht zugreifen? Ich glaube, es könnte eine sehr schöne Freundschaft werden.“

„Und wenn ich nein sage?“

„Betreteet Ihr nie mehr diesen Saal, werdet Ihr nie mehr von mir empfangen.“ „Und bei ja?“

„Seid Ihr allseits willkommen.“

„Na denn in aller dreitausend Teufel und des Oberstans Namens ja.“

„Ihr wollt?“

„Ich muß und kann nicht anders.“

„Handschlag darauf.“ Sie reichte ihm die Hand. Er legte noch halb widerwillig seine in ihre.

„Gott! Ist das schwer!“ lächelte sie, nun wieder ruhig und fröhlich geworden, „einen leidhaftigen, wild gewordenen Rittmeister des großen Friedrich zu zähmen.“

„Nicht dem König und nicht dem Rittmeister gebt da die Schuld, gebt sie nur ruhig meiner Mutter. Ihr

wißt, sie war eine schwarze Mailänderin. Und auf der Rehrseite der Alpen hat man heißeres und wilberes Blut als im sanften Solothurner Lande.“

„Mag sein. Und Ihr habt es mir, weiß der Himmel, nicht gerade leicht gemacht.“

„Aber schließlich habt Ihr gesiegt. Macht es mir nun nicht allzu schwer.“

„Leicht sogar, so Ihr die Kapitulation einzuhalten gedenkt.“

„Wie aber wird das nun werden? Sagt, war ich da recht berichtet, Euer Mann will nach Paris zurück?“

„Ihr habt recht gehört.“

„Ihr bliebet lieber hier?“

„Das will ich nicht leugnen.“

„Und wenn er doch nach Paris zurückgeht? Nach Paris, dieser berühmten Stadt, Stadt des Lärms und des Rauchs.“

„Ein schönes Bild, das Ihr da entwerft.“

„Bedaure, das Kompliment nicht annehmen zu können. Das Bild ist nicht von mir. Ich las das jüngst so bei Rousseau.“

„Aber trotz Euch und Eurem Rousseau wird mir, wenn Héricourt nach Paris geht, gar nichts anders übrig bleiben, als ihm dorthin zu folgen.“

„Worauf wartet er noch, wenn Ihr schon so bereitwillig seid?“

„Auf seine Wiederverwendung bei Hofe.“

„Wenn er sie aber nicht erreichen sollte?“

„Wird er vielleicht hier bleiben.“

„Dann könnte man also gar nichts Besseres unternehmen und würde Euch einen Gefallen erweisen, wenn man diese Wiederaufstellung hintertriebe?“ Nachdenklich blickte er vor sich hin und ließ das Rad eines Sporens langsam und schwer über den Schaft des Stiefels laufen.

„Nein, Herr von Ried. Laßt da die Hand davon. Das ist der Gefallen, den Ihr mir tun könnt. Lasset das geben, wie es gehen soll und mag.“

„Verwünschte Weibertaktik. Dulden und leiden. Aber um Gottes willen nur nicht irgend etwas tun. Beileibe nur nicht dem rollenden Rade, und wenn es langsam daherächzte, wie das eines Ochsentarrens, in die Speichen zu greifen versuchen.“

„Genug davon, Herr von Ried. Lasset das meine Angelegenheit sein und lasset uns endlich zu dem eigentlichen Zweck Eures Besuches kommen.“

„Eigentlicher Zweck?“ wiederholte verständnislos Ried.

„Zu dem Gutskauf. Ihr wollt doch Zeurbrulß kaufen? So schreibt Ihr mir wenigstens heute morgen.“

„Ach so. Aber ganz gewiß. Ich will es vielleicht kaufen.“

„Da müßt Ihr aber eine tüchtige Gage gehabt und sie noch tüchtiger zusammengehalten haben. Hätt' Euch das eigentlich nicht so zugetraut.“

„Mit der Gage war's nicht so weit her. Aber Ihr wißt doch, daß mein ältester Bruder vor einigen Jahren gestorben ist. Schloß Ried ist an mich gefallen. Gestalt mir ein anderes besser, brauch ich es bloß zu verkaufen.“



„Das Gut, das Euren Namen führt? Und stiehlst dafür ins Welsche über? Bedenkt es wohl, bevor Ihr es tut.“

Aber wenn Ihr so wollt, weiß ich Euch gerne den Besitz. Kommt morgen, wenn es wieder so schön Wetter ist wie heute, um die dritte Nachmittagsstunde hierher. Dann will ich mit Euch hinausreiten und Euch alles zeigen.“

Sie erhob sich und sprach einige Abschiedsworte. Ein Handfuß von seiner, ein freundliches Juniden von ihrer Seite. Dann schloß sich die Tür hinter ihm. Er stand auf dem Gange. Dort nahm ihn der Leibjäger in Empfang und geleitete ihn fort. Mißmutig stieg er die Treppe hinab. Einsilbig war der Heimritt, kurz das Abendmahl, das er einnahm. So rasch als er konnte, suchte er wieder sein Zimmer auf. Es war Eiliges zu erledigen.

Schon während des Nachhauseweges und später im Gastzimmer hatte Ried alle seine Pariser Bekannten und Freunde der Reihe nach vorgenommen, sie sämtlich auf Herz und Nieren geprüft. Die meisten schieden sofort aus. Es waren Leute, die gerne die Nacht zum Tage machten, ein gutes Essen und einen alten Wein nicht verschmähten und im übrigen der Jagd auf Weiber rade mit großem Eifer sowie mit mehr oder minderem Glück oblagen. Aber es waren lauter Menschen, die nicht viel Einfluß und Bedeutung hatten. Von den Kavaliern mit Stand und Rang, Namen und Stellung mußte er auch von vornherein viele streichen. Er hatte einigermassen darauf Bedacht zu nehmen, daß er nur diskrete Männer ins Vertrauen zog. So blieb zum Schluß ihm gerade ein halbes Duzend, an das er sich vielleicht wenden konnte. Freilich, wenn er selbst etwas in Versailles und bei Hofe hätte erreichen wollen, es würde ihm wohl keiner von diesen sechs zu etwas Richtigem verholten haben. Aber in diesem Falle lag ja die Sache glatter und einfacher. Es galt nur zu bezwecken, daß der gute Héricourt nichts erreichte. Und zwei oder drei von diesen sechs hatte er sich bereits mißliebig über Héricourt äußern gehört. Die packten wohl sofort zu, wenn es galt, ihm ein Bein zu stellen. Bei den anderen mußte es auf gut Glück versucht werden.

Vorwärts denn. Er griff nach der Feder. Dann wurde er wieder unschlüssig. Er dachte an die Weisung Frau von Héricourts, von diesen Dingen seine Hand zu lassen. Leicht gesagt. Und wenn nun Marie Rose in einem halben Jahre wieder in Paris saß, diese Stadt und ihr Leben vermissen, dann traf ihn die ureigentliche Schuld daran. Denn er hätte das vielleicht verhindern können. Allerdings nur, wenn er jetzt die dunklen, krummen Wege der Intrigue ging. Sie lagen ihm nicht, und sie freuten ihn wenig. Aber es hieß, sie dennoch gehen. Wenn je einmal, dann heiligte hier der Zweck das Mittel.

Vorwärts! Brief nach Brief warf seine Feder hin. Es war Mitternacht, als er den letzten zu Ende schrieb. Er siegelte sie sorgfältig. Morgen sollten sie auf dem raschesten und sichersten Wege, ihre Reise nach Frankreich antreten. —

Am nächsten Nachmittag ritt Ried zur bestimmten Stunde durch das schwer verschörkelte Portal. Schon in der Lindenallee kam ihm Frau von Héricourt entgegen. Sie saß auf einem dahintänzelnden hohen Schimmel, trug ein mattblaues Reitkleid mit schwarzem Samttragen und eben solchen Aufschlägen. Auf dem Kopfe saß ein ebenfalls schwarzer, leicht mit Silber verbrämter Hut. Der Leibjäger folgte in einiger Entfernung auf einem Fuchs.

„Fast wie vor acht Jahren“, lachte Ried ihr entgegen. „Aber davon soll man ja nicht reden. Nur ist der Schimmel jünger geworden.“

„Ich habe die Farbe in Affektion behalten.“ Freundlich reichte ihm Frau von Héricourt die Hand zum Gruße.

„Und doch ist es anders“, verfolgte Ried das von ihm angeschlagene Thema weiter.

„Wieso?“

„Damals rittet Ihr immer allein.“

„Ich halte es auch heute noch so. Mein Mann, der kein Freund des Reitens ist, begleitet mich selten. Auf die Lafaien verzichte wiederum ich. Heute freilich muß ich den Jäger mitnehmen, nicht aus Angst vor Euch, meinem Freunde, sondern der Leute halber und um jedes Gerede zu vermeiden.“

„Recht so. Da hat mein Joseph eine Ansprache.“ Er wandte sein Pferd und setzte sich an ihre Seite. Langsam und mit langen Zügeln ritten sie dahin. Joseph und der Lafai folgten in einiger Entfernung.

„Der Grund, der das Schloß umgibt und den Ihr hier seht“, begann Frau von Héricourt sachlich, „gehört durchweg zum Besitze, die Wiesen, das Ackerland, die Weinberge dort auf dem Hügel, auch der Wald da drüben. Den Ruhboden hat Herr von Héricourt in der Hauptsache verpachtet. Das war ja infolge seiner langen Abwesenheit gar nicht anders möglich. Aber auch wenn er Feuerbrülz behalten sollte und weiter hier wohnen würde, dürfte es dabei sein Bewenden haben. — Wie würdet Ihr es halten, wenn Ihr das Gut erwerben solltet?“

„Darüber, beste Frau von Héricourt, habe ich mir bis heute, weiß Gott, meinen armen Kopf noch nicht zerbrochen. Aber ich würde wohl persönlich nach dem Rechten sehen, selbst Korn und Kohl, sowie meinen Wein bauen. Was sollte ich auch sonst hier den ganzen Tag beginnen?“

„Da kann ich Euch nur beipsichtigen. Zudem zahlen die Pächter schlecht und unregelmäßig. Das Endergebnis wird für Euch erfreulicher sein, wenn Ihr da selbst mit Hand anlegt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Black Corn, der Häuptling.

Von Paul Laven.

Die Situation war äußerst seltsam, geradezu schmerzvoll komisch. In den Garderobräumen des Zirkus wanderte vor der Schar seines Volles Blad Corn, der Sioux-Häuptling, würdevoll und mit jenem unangreifbaren Ernst, den wir seit Cooper und Karl May als die deutlichsten Merkmale einer Gesamthaltung besonders kennen. Er ist hochgewachsen, breitschulterig, der Kopf, vom reichen Kranz des Federhutes umrahmt, bronzene und von markanter Schärfe. Blad Corn ist 97 Jahre alt, der älteste noch lebende Häuptling der Sioux, ein Zeuge jener großen Zeit nach der letzten Aufwallung eines sterbenden Volkes — doch davon später.

Wir eilen geschäftig hin und her, wollen eine Rundfunkübertragung arrangieren. Das Mikrophon war an einem langen Draht befestigt. Es konnte durch die ganze Stallung bis an die Manege getragen werden. Volkstoben aus der ganzen Welt drängten sich um uns, um den Zauber dieser magischen Fernübertragung zu kosten. An wuscheligen Negerschädeln klebten die Hörer. Asiaten, Rosaten, Tierbändiger, Ballettmeister und Girls drängten sich heran, neugierig betroffen und froh, mitwirken zu können in einem neuen Theater. Nur Blad Corn, der Häuptling, schritt ruhig und ohne ein Zeichen der Anteilnahme weiter auf und ab in seinem Gang. „Blad Corn!“ brüllten einige, „Blad Corn“ soll heißen: Herkommen, roter Artift, und mitgewirkt, die Zeit drängt im Abendprogramm eines Zirkus. Die Rundfunkleute erzählen der Welt von uns, das ist Kessame und Nacht. Blad Corn tut keinen Schritt schneller. Er hat gehört, daß man seine Anwesenheit hier für notwendig erachtet.

Nun steht er vor uns, und während ich das weiße, vieredrige Mikrophon vor ihn halte, damit er hineinsprechen kann, rollt über mich eine Welle der Erinnerung und Gefühlsvoller Spannung. Es ist auf einmal all dies bunte Gewirr verschwunden, der Männer und Weiber in wallenden Talaren, hellen, gleißenden Hosen, nackten, gepuderten Beinen, und schwarzen Frackanzügen. Nur noch der riesengroße Kopf des Häuptlings steht vor mir, dem ich mit leisem krampfhaften Zittern das Mikrophon entgegenhalte. Die Adlerfedern auf dem Kopf bewegen sich nicht. Der starre Blick der glanzvollen, graugrünen Augen ist zuerst in die Ferne gerichtet und fällt dann schwer auf mich, kleines Blag Gesicht mit dem Zauberinstrument. Pergamenten ist die Haut mit den unzähligen Runen in dem alten Gesicht. Der Mund ist fest geschlossen und so dünn, wie ihn uns die Homere der roten Männer beschreiben. Das Gewirr der Stimmen fällt von uns ab, von Blad Corn und mir, wie fernes Bienengesumm. Der Indianer hört nicht mehr auf



die kreischenden Stimmen, die seinen Namen rufen. Er will jetzt, wie eine fragende Geste ist dieses Kopferheben — wissen, was dies zu bedeuten hat und was man von ihm will. „Du sollst sprechen, Blad Corn“, versuche ich ihm klar zu machen. Englisch versteht er nicht, nur die Sprache seines Volkes. Aber darin habe ich keinen Unterricht gehabt, deshalb muß ich durch Bewegungen erklären. Jetzt, er hat verstanden, sein Mund lächelt leise, aber so, daß man die starken gelben Zähne sieht. Das Gesicht ist ein wenig lebhafter geworden. Er verschränkt die großen, breiten Hände mit den langen Nägeln über der Brust da, wo die große silberne Medaille des weißen Vaters in Washington hängt. Wie in dunkles Blut getaucht sind diese Hände, angsterregend. Die haben einst den Tomahawk geführt in den letzten Sioux-Aufständen, als Blad Corn zusammen mit dem großen roten Feldherrn Sitting Bull die Siouxkrieger zum Verweissungskampf aufrief. Sie haben wilde Pferde gebändigt, und den Lasso geworfen — und ich muß auf die Zähne beißen, damit das Mikrophon nicht zittert, sie haben Stalpe in Mengen von den Häuptern der weißen Eindringlinge abgetrennt an der Stelle, wo nun in einem dumpfen Kervenzuden meine Kopfhaut schmerzt. Von all den wilden

Stürmen dieser Tage ist nun diese ehrfurchtgebietende Gestalt übrig geblieben, mit den steinernen Jügen des Weissen, der den Berg der Erkenntnis längst überschritten hat. Jetzt wird der Fürst der Prärie als Zirkusstaffage herumgeführt, welcher schlechter Abglanz seiner freien Tage von vor siebzig Jahren, als er ein Mann in der Vollkraft, ein feuriger Häuptling war.

Doch halt — er beginnt zu sprechen.

Das Gesicht ist ein wenig angespannt. Datotalaute formt er in einem gurrenden Bäh. Was mag er erzählen, wovon murmeln? Es scheint, als blühten einige der kleinen Augenfalten ein wenig spöttisch, es ist möglich, daß er über uns betriebsame Arrangeure ein Spottverslein an Manitou spricht — es ist ja auch möglich, daß er finstliche Worte daher sagt — ein kindischer alter Sioux oder doch noch der wahre Indianerfürst mit den blanken Augen und der ungebeugten Gestalt? Er ist zu Ende und steht wieder starr geradeaus.

„Blad Corn!“ rufen sie drüben, „Blad Corn!“

Er wendet sich langsam auf dem wunderschönen Molassins, die Medaille des weißen Vaters in Washington klappert.

## Alt-Nassau

### Rund um Wiesbaden vor 100 Jahren.

Von Albert Henke.

Wiesbaden 1825! „Hier ist's nicht übel wohnen! Eine herrliche Natur, die weit umher das freundliche Städtchen umgibt. . . ich liebe das Land und sein heiteres, freies Treiben. Hier lebt man sich, und andern nur, wenn man ihre Gesellschaft sucht.“ Der nassauische Schriftsteller Johannes Weikel, dessen vermischte Schriften der Schellenbergische Verlag der Öffentlichkeit zu einem zwiespältigen Urteil unterbreitete, mag uns der zeitgenössische Führer rund um Wiesbaden sein. Noch zeigte die Kur- und Hauptstadt Nassaus nicht „die unzähligen gleichgültigen oder abgeschmackten Verhältnisse, diese öden Zirkel, diese kalte Höllichkeit, dieses leere Zeremoniell, die ewige Geschäftigkeit, um nichts zu tun“, — „hier lebe ich auf dem Lande, und wahrlich, es gehört zu den herrlichsten, mit denen die Schöpfung unsere Erde geschmückt!“ Die Gäste in den „Vier Jahreszeiten“ drängen sich, und vom „Adler“ war „alles Gute zu sagen“. „Es ist ein wahres Schlaffenleben.“ Lebhaft geht es in den schönen Anlagen hinter dem Kurhaus, lebhafter des Morgens am Kochbrunnen an Sonn- und Feiertagen zu. Hier bewegt sich eine kleine Welt bei Musik und freundlichem Gespräche. Fürsten und Bürger, Einheimische und Fremde „berühren und durchkreuzen sich in anständiger Freiheit“. Wie in Andacht wandeln sie dahin, vorsichtigen Schrittes, das Glas in der Hand. Man hört das Summen und Zischen verschiedener Sprachen und Mundarten. Wie ein stilles Saturnfest mutet das Treiben an, dessen Anstand nur die Ordnung behütet. Weder Stand noch Vermögen scheidet hier die Menschen. Das Wassertrinken ist noch nicht lang angekommen, das Baden tritt etwas zurück, denn „auch hier spielt wie in allem die Mode, diese leichtfertige Tyrannin der Menschen, ihre Rolle“. Nicht Kranke allein, auch Geselligkeit oder Gesellschaft suchende Kurgäste ergeben sich in lustig bunter Reihe. Gar der „Geschäfte“ wegen kommen sie herzugereist: „es ist eine Art Börse, wo nicht bloß kaufmännische Spekulation . . . wohl auch die Liebe ihre Geschäfte macht. 6000 Fremde zählten die letzten Sommer; aus Mainz, dem reichen Frankfurt, dem fröhlichen Rheingau strömen die Sonntagsgäste herbei. Der prächtige Saal des Kurhauses kennt nur Glanz, Freude und Übersub: „von der schwer beladenen Tafel, von der die Wohlgerüche dampfen, herrscht beim Klirren der Gläser Scherz und Lust.“ Auf grünen Teppichen, vor lauernden Gesichtern, schiebt das launische Glück schwere Geldrollen hin und her. Nur die Meister in der Kunst lassen, wie die Meister im Leben, ein Gesicht voll Gleichmut sehen, wenn auch die Hand unter der reichen Weste und der feinen Hemdkrause, die eine kostbare Nadel zusammenhält, „in krampfhafter Bewegung die Brust zerfleischt“. In des Abends Rühle aber lauschen die griechischen Göttergestalten an beiden Seiten des Kurparks süßem Getuschel aus grünem Gesträuch.

Schön die Umgebung! Romantisch Sonnenberg, nett der Geisberg, still das Adamstal, prächtig das Jagdschloß der Platte, mit heller, weiter Aussicht das Chausseehaus, ein gemüthlicher Aufenthalt die Walkmühle — „entspräche ihm nur die Bedienung“. „Am liebsten gehe ich nach Mos-

bach, wohin ein angenehmer, mit einer doppelten Reihe von Obstbäumen besetzter Weg führt, von dem man abwechselnd die Aussicht nach dem herrlichen Rheinstrom, nach Mainz, über das flache Land und Darmstadt hinaus bis an die Gebirge hat. In Mosbach selbst unterhält man sich gut in einem Garten bei einem reinen Glase Wein oder einem trefflichen Café.“

30 000 Bände der Bücherei aber bieten in Wiesbaden geistige Genüsse; „Gelehrte und Neugierige aus allen Gegenden sind hier anzutreffen, und manche interessante Bekanntschaft wird gemacht.“

Schöner noch die Rheinreise romantischer Sehnsucht, literarisch-politischer Reflexionen voll!

Zu Pferd nach Marxheim, Eppstein und Königstein: da gibt der Marxheimer wohlbeleibte Pfarrer unter der Tür, einen langen, schweren Rosenkranz in der Hand, freundliches Quartier. „Bärchen!“ Eine breite stämmige Barbara bringt von den Schwarzesegelten in der Ede vier, auch sechs Flaschen, und jeder „tut nach Pflicht und Reigung“ Dichtbelaubte Weinranken hängen im Fenster, zu dem ehrerbietiger Gruß der Bauern heraufkönt: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Pfarrer spricht politische Weisheiten aus: Dort das echte Christentum, hier die Revolution! Herzog Wilhelm, der wahre Landesvater! Um elf Uhr pocht es ans Thor; ein Kranker bedarf des Trostes. Der Pfarrer erhebt sich: „Jedes nach seiner Weise.“ Frische Betten hatte Bärchen hergerichtet; eine letzte Flasche stand zur „Gutenacht“ auf dem Tisch.

Eppstein! Sieh, die ersten Strahlen auf dem Rücken des Berges! „Das unermessliche Land breitete sich vor unsern Blicken aus und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern.“ In der Ferne blühten im Morgenlichte der Rhein und der Main. Weiß das verborgene Unterliedebach auch, was es in sich birgt? Fischbach, glänzend im Schmuck der Perlenschnüre, die ein leichter Ostwind auf den Grashalmen schaukelte! Vom Abhang des Staufens klang das Geläute der Schellen des weidenden Viehes, die Sonne sah mit dem feurigen Auge der Liebe auf das menschenleere Tal.

In einer Mühle bei Eppstein traf sich eine Tischgesellschaft unter grünem Geäst, zahlreich, doch ohne Lärm und Geschmacllosigkeit. Sie besprachen das Für und Wider der Titusköpfe mit dem Ernste einer britischen Parlamentsdebatte oder der Emanzipation der Katholiken. „Ein Weib ohne Haare ist eine entblätterte Rose — die gegenwärtig herrschende Mode der Titusköpfe ist in jeder Hinsicht der Schönheit höchst nachtheilig — nie wagte es ein Maler, Eva, die Mutter der Menschen, Venus oder die Grazien mit geschorenem Kopf darzustellen.“ Unter den Titusköpfen herrscht Verwirrung, doch schweigend überwindet ihre geachtete Sekte „das klassische Echo“ einer veralteten Zeit!

Der Tag verliert sich im Dunkel. Königstein! „Wir ritten schweigend, von der Fröhlichkeit des Nachmittags ein wenig müde. Hoch über der Erde ging der stille Mond, und einzelne Sterne traten aus der blauen Tiefe des Himmels. Die Trümmer des Schlosses richteten sich vor uns einsam in der schweigenden Nacht auf . . . der Strom des Menschen-



geschlechts zieht über die weite Erde . . . die Ewigkeit steht ernst und schweigend über dem rauschenden Strom."

Doch die Natur blieb schön auch nach den Karlsbader Beschlüssen! Wie liegt der Feldberg der Einbildungskraft eines Jean Paul würdig! Baue der Freiheit einen Altar in der Natur, in deinem Hause; sei ein ehrlicher Mann, pflüge das Feld, das dich nährt, und beschäftige dich ein wenig mit den Wissenschaften, die dich zu Gott erheben! Vom nahen Dörrchen krächte der letzte Hahn, in der Ferne stand die Drohung der Zeit über Mainz: Metternichs Geist ging um, und der Main und die Frankfurter Silouetten schwanden in dunkle Nacht. —

Die „Provisionen“ waren zu Schiff gebracht. Um zwei Uhr lichter wir die Anker. „Es war ein freundlicher, warmer Tag. Ein frischer Ostwind kräuselte die blaue Fläche des Stromes. Die leichte Zacht durchschnitt die Flut. Die Ufer mit ihren Feldern, Bäumen und Hügeln zogen allends an uns vorüber gen Morgen.“

Das Biebricher Schloß! Schöner mag kein Fürst seine Residenz haben. Der wohlgepflegte Garten ist „jedem Besucher offen, wie denn überhaupt in allem hier eine anständige Freiheit und eine gefällige Rücksicht gegen das Volk herrscht“.

Nach Schierstein entsenden Wiesbaden und Mainz an Sonn- und Feiertagen einen Teil ihrer Bevölkerung auf Landpartien. Walluf aber ist ein heller, einladender Ort: „hier fängt der Rheingau an!“ Zu wenig bekannt ist Raunthal, das sich vor dem Blick hinter Haine von Obstbäumen verbirgt. Wer sich in die frischen Wälder verliert, wird nicht leicht die Schweiz um ihre grünen Matten beneiden. Elville, ein Paradies — doch seine Menschen bedrückt. Alle, die das Land der Weinberge wenigstens zweimal im Jahre umwühlen und noch überdies sechs ganz verschiedene Arbeiten in jedem Weinberg verrichten, haben den geringsten Anteil an dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße düngen. Er gehört der Geistlichkeit, dem Adel und den Fremden. Die Erde mit ihren Genüssen ist auch hier die Beute des Stärkeren. Und doch muß der Weinbauer mehr als der Ackerbauer alles allein tun, kann seinen Herbst nicht aufbewahren, der Käufer macht ihm den Preis. Nur fruchtbare Jahre sehen ihn im Wohlstand, doch häufiger sind die mageren. Diese Umstände zehren an Lebensweise wie Charakter der Bevölkerung. Der Rheinwein geringerer Güte wird nie mehr den früheren Absatz finden, weil durch die Aufhebung der zahlreichen Klöster und Stifter der Verbrauch verringert worden ist (!), Zölle und Mauten erschweren ihn immer mehr. Doch kennen die Rheingauer das italienische Sprichwort: „Am glücklich zu sein, muß man etwas nährlich sein.“ Und sind Lebenskünstler nach dem Rezept ihrer Mönche: „Laß die Welt gehen, wie sie geht und — rede nur Gutes von deinen Vorgesetzten!“ Probatum! Undächt und froh ist das Volk, sechs Klöster liegen im Land. Seit der Revolutionszeit erst lernt es den Umgang mit Andersgläubigen. Auch sie trinken den Gräfenberger am liebsten in Frieden! Den Steinberger zwar „halten jetzt Kenner für den besten Wein. Zu diesem Ruhme gelangte er aber erst, seit die Abtei dem Herzog zugefallen ist. Unter den eingezogenen stillen Mönchen reiste auch der Steinberger in bescheidener Eingezogenheit und verging unberühmt!“

Der Rheingau ist doch wirklich ein Paradies. Kein Pinkef, kein Grabstichel, keine Feder gibt ein Bild von dieser reichen Natur. „Auf den Rabenlöwen bei Destrach hielten die Wanderer Rast, um „beim Faddelschein von aufgeschütteten Holzstöcken in der Nähe des Himmels zu schmausen“. Das sei ein Ort für ein Menschenfest der Freude. Oben der Berg als Tanzboden, das Orchester im Tal rund umher, das Publikum der Alten und der Jünger auf Gondeln und Nachen des Rheins — „ein königlicher Gedanke“, größer als die Idee, den Athos in Alexanders Kopf umzuwechseln. —

Notgottes! Vater Anton öffnete die Tür. Er redete über die Ereignisse der Gegenwart. Sein Leben schien ihm eine vollbrachte Reise durch eine fremde Welt. Er hatte ihre Klau nicht gesehen, seine Welt war die Zelle mit zwei Strohkühen, einem armen, harten Bett, einem Blücherschrank. Seine Weisheit könne der Mensch in seiner Klausur so gut wie Mark Aurel auf dem Throne lernen. Die Klöster ständen wohl auf dem Aussterbeetat der Staaten? „Alles hat seine Zeit . . . das Irdische wechselt . . . kein Stand schließt ein wohlthätiges Wirken und die Erfüllung heiliger Pflichten aus!“

Im Refektorium war aufgetragen: „Laßt die feige Weisheit der Erde nicht euer Herz vergiften!“ Die Worte schloß sich, das Leben auf dem Strom lag vor dem Eingang zur Einsamkeit. — „Die Sonne schiffte sich hinter dem Niederwalde nach einer neuen Welt ein. Die Berge warfen ihren Kleinschatten weit über das Land. Nur der Johannis-

berg glänzte noch wie ein Feenschloß in dem Golde der untergehenden Sonne. Wir landeten, entzückt von der herrlichen Fahrt . . . kein Laut spielte mehr in den Blättern des Weinstocks . . . der Berg von Rüdesheim, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden Fleißes, steht wie ein gewaffneter Riese, mit seinem breiten Gürtel von köstlichen Weinreben und seinem stolzen Eichenkranz auf dem Haupt. . . Der Donnersberg war in finstern Rauch gehüllt, und über ihm stand unbeweglich eine schwarze Wolke.“ —

Die Platte! „Das entzückte Auge“ hat eine reizende Aussicht voll Lieblichkeit und Anmut in einer von frühlichem Leben belebten Nähe. „Vor dir in der Tiefe brausen die Wälder und wogen im Sturm wie ein erzürntes Meer.“ Doch schöner noch die Basilika (Hohe Wurzel)! Der ferne Himmel erst schließt die Aussicht ab, doch „schade, daß sie in einigen Jahren verwachsen sein wird“ . . . „man sollte daselbst eine Erhöhung von Erde anlegen“ . . . denn „es fehlt hier nicht an Sinn für die Schönheiten der Natur oder an Geschmack.“

Von der Hohen Wurzel hinab nach Schlangenbad, dessen Reize selbstamerweise nicht erwähnenswert erscheinen, ebensowenig wie die „gebirgige“ Umgebung von Schwalbach — „nackt“ — oder der Ort selbst gewürdigt werden. Noch fehlte dem Bad außer „dicht belaubten Gängen“ der trauliche Schmutz von Regen und Wäldern. Adolphsdorf aber hat einen berühmten „Wasserfall als Merkwürdigkeit der Gegend“ . . . alle Größe „ist ja relativ . . . wer den Rheinfall bei Schaffhausen gesehen, der lächelt beim Geplätscher dieser spielenden Kaskade“. Unterhaltung und lärmende Lust gibt es in diesen Taunustälern und im Aartal nicht, doch geheimnisvolle Träumerei und ruhige Betrachtung. Und wie find sie zeitgenössischer Schweigenesflucht willkommen; fern der Zensur gaben ihre stillen Wälder, ihre Bergwiesen vertrauliche Stimmung ängstlich bedachter Reflexion:

Ja, die Deutschen — wie selten werden sie von ihren westlichen Nachbarn verstanden! „Wo sich erhobte Parteien bekämpften, gibt der Unparteiische gewöhnlich für einen Feind von allen . . . doch die Steine, die Herr v. Koberue nach dem linken Ufer warf, die Bolzen, die Pariser Journalisten nach der deutschen Zunge hinüberschießen!“ Schon in der Sprache zeigt sich der Kosmopolitismus der Deutschen; groß ist nicht die Zahl der Schriftsteller, die ein ungemischtes Deutsch geschrieben haben. Ihre Sprache ist so wenig grammatisch gefestigt wie der Bürger politisch. Man könnte aus den Klassikern „einen literarischen Senat bilden, der an vielgestalteter Rede dem weiland Regensburger Reichstag wenig nachstände“. Doch fordert ja auch jede Individualität eine eigene Sprache ihrer Bildung. Und die literarische Exkursion führte unsere Wiesbadener Wanderer ins volkstümliche Gebiet. Der tiefste Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen sei, daß „dieser dem Fleische eine besondere Achtung schenkt“ . . . „positives Wissen achtet und pflegt der Deutsche, darum gebieten auch in Deutschland vorzüglich Jurisprudenz, Theologie und jene Geschichtskennntnis, welche das Geschene prüft. Der rein historische Teil ist beinahe alles, der philosophische weniger“ . . . „der gelehrte Deutsche weiß außerordentlich viel; selten versteht er aber, was er weiß, anzuwenden, und noch seltener zur rechten Zeit“ . . . „die Vorzüge des Deutschen gleichen unverarbeiteten edlen Metallen, während der Franzose die feinen in Münzen zum Umlauf auszurägen weiß“.

Der Rationalismus unsrer Wanderer atmete in schöner Weltweisheit: die höchste Bestimmung des Menschen, Humanität, „ist das heilige Feuer, welches das Genie durch seine Werke, die edlen Menschen durch Wort und Tat erhalten und verbreiten. Es leuchtet nicht ausschließlich einem Lande oder Volke . . . und jene großen privilegierten Seelen, die der Ewigkeit und der Menschheit so gut als der Gegenwart und ihrem Volke angehören, sind die Bestalten dieser heiligen Flamme.“ — Ein Funke der Menschwerdung Europas war in den Taunuswäldern traumhaft aufgeglüht vor hundert Jahren. Aber die Politik schwieg zu der Weisagung der Edelsten der Nationen. . . . „O, Lessing! O, Kant!“

Die alte Sehnsucht ewiger Hoffnung träumte über die blühende Sommerwelt am deutschen Rhein. Doch ein Gewitter jagte aus den Wäldern; der Regen fiel ein, der die schredliche Erneuerung der Sintflut andeuten kam . . . „die Felsen zitterten, und der schäumende Strom saßen die Erde erschüttern zu wollen“. Der Abend zog „seinen düstern Schleier über die weite Welt. An der Spitze der höchsten Berge blühten noch einige Strahlen, aus den Tälern richtete sich die feuchte Nacht auf und lagerte sich über das Gebirge“ — wie über das schlafende Deutschland der Romantik — der Restauration!